

Der Goethebrunnen in Franzensbad.



Der neue Goethebrunnen

in Franzensbad

In Franzensbad ist ein Goethebrunnen feierlich enthüllt worden. Auf einer aus dem vorgelegten halbkreisförmigen Wasserbecken emporsteigenden Stelle prangt der aus Bronze gegossene Reliefkopf des Dichters in würdevoller Strömung. Einige Spannen unterhalb des Kopfes brechen zwei kleine Quellen aus dem Gestein hervor, die Quelle der Wahrheit und die Quelle der Schönheit. Rechts und links stehen zwei überlebensgroße Figuren aus karatischem Marmor: rechts vom

Beschauer die Schönheit, links liegt eine kräftige Jünglingsgestalt, die eine antike Schale in den erhobenen Händen hat, um vom Born der Wahrheit zu trinken. Auf beiden Seiten schließen sich Marmorreliefs an, welche das Drama und die Lyrik veranschaulichen. Die Festrede bei der Enthüllungsfest hielt der Universitätsprofessor Dr. August Sauer, den Prolog sprach die Hofburgschauspielerin Stella Hohenfels.



Schulhumor. (Selbstgespräch, von einer Lehrerin der „Tgl. Wch.“ erzählt.) Frage: Was sagte denn wohl Jairus Edschler zu dem Herrn Jesus, als es aufgemerkt worden war? Antwort: „Guten Morgen!“ Frage: Was hätte Eva der Schlange sagen müssen, als diese ihr den Apfel anbot? — Antwort: „Sie hätte sagen müssen: Ich will erst mal mit meinem Mann darüber sprechen; das tut Mutti immer!“ Frage: Warum wurden Adam und Eva aus dem Paradiese getrieben? Antwort: „Sie waren dem lieben Gott zu sehr in seine Koppel gegangen!“ Frage: Warum hatte wohl der liebe Gott den einen Baum mitten in den Garten gepflanzt? Antwort: „Er wollte das Beste für sich behalten.“ Frage: Was erblickte Abraham hinter sich in der Hede? Antwort: „Abraham sah eine Witwe mit ihren Hörnern in der Hede hängen.“ Frage: Was wollten Maria und Josef in Jerusalem? Antwort: „Sie wollten da Sedan feiern.“ Frage: Was antwortete der Herr Jesus der Mutter Maria, als diese ihm sagte: Sie haben keinen Wein mehr? Antwort: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen; er wollte wahrhaftig nicht vom Tisch aufstehen deshalb!“

Das Kind der Mörderin. Wie bekannt, wurde die Ehefrau Blüme, die mit ihren beiden Brüdern vom Düsseldorf'schen Schwurgericht wegen der Ermordung des Oberleutnants a. D. zum Tode verurteilt war, im letzten Augenblick zu le-

benslänglicher Zuchthausstrafe begnadigt, weil sie im Gefängnisse einem Kinde das Leben schenkte und zahlreiche Stimmen zugunsten der Mutter laut wurden. Ein ähnlicher Fall hat sich nun kürzlich in Eger ereignet. Das dortige Kreisgericht hatte zu Beginn des Jahres eine gewisse Katharina Böuml wegen Ermordung ihres unehelichen Kindes zum Tode durch den Strang verurteilt. Das Mädchen wurde jedoch zu 18 Jahren Kerker begnadigt, weil es während der Haft abermals einem Kinde das Leben schenkte. An die Behörden trat nun die Frage heran, was mit dem kleinen Wesen geschehen solle. Das Amtsgericht von Tirschenreuth, die Heimatstadt der Mörderin, verweigerte die Übernahme des Kindes, weil die Böuml durch mehr als 10-jährigen Aufenthalt in Oesterreich die bayerische Staatsangehörigkeit verloren hat. Ebenso hat die Veritasbehörde in Eger in Böhmen, wo sich die Böuml mehrere Jahre aufhielt, die Übernahme der Vormundschaft abgelehnt, weil die Böuml dort nicht zuständig sei. Schließlich hat der Verein Kindererziehung in Karlsbad auf Ansuchen des Kreisgerichts Eger es übernommen, das Kind zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. Unter diesen Umständen wäre es interessant, zu erfahren, was aus dem Kinde der Blüme wird, da in Deutschland wohl schwerlich „Zuständigkeitsstreitigkeiten“ entstehen können, wie sie der österreichische Bureaukratismus im Fall Böuml gezeigt hat.

Serbisches Familienidyll. Von Zeit zu Zeit bringen Nachrichten aus dem Konat von Belgrad an die Öffentlichkeit, aus denen hervorgeht, daß innerhalb der königlichen Familie Zwistigkeiten herrschen. Namentlich der serbische Kronprinz lenkt öfters die Aufmerksamkeit in unangenehmer Weise auf sich. Seine Eskapaden mit einer Tingeltangelhängerin, der er nachreiste, sind noch in frischer Erinnerung. Obgleich der junge Mann kaum die Kinderschuhe ausgetreten hat, beträgt er sich in der schamlosesten Weise. Seine Aufführung hat zu einem ernstlichen Gerwürfnis mit seiner Schwester, Prinzessin De-

lene, geführt, das so weit geht, daß die Geschwister seit langer Zeit kein Wort miteinander reden, und daß der Kronprinz jeder öffentlichen Funktion fernbleibt, an der seine Schwester teilnimmt. König Peter ist durch diese Zwistigkeiten sehr unangenehm berührt und hat verschiedentlich, jedoch ohne Erfolg, zwischen seinen Kindern zu vermitteln gesucht. Da jedoch die Prinzessin kein ausgesprochener Liebling ist, so sind auch die Beziehungen zwischen ihm und seinem ältesten Sohn recht gespannt.

Milliardäre als Diebe. In Newyork erregen gegenwärtig Diebstähle im Kreise der „oberen Vierhundert“ das größte Aufsehen. Dortgeleitet finden bei Wällen und Dinern, die in den Villen der dortigen Multimillionäre gegeben werden, Diebstähle statt, ohne daß es bisher gelungen ist, des Täters habhaft zu werden. Vor einiger Zeit vermählte einer der Gäste bei einem Abendessen, das Frau Stuyvesant Fish in ihrer prächtigen Villa „Trochways“ gab, sein Portefeuille mit einigen Hundert Dollar Inhalt. Frau Fish ließ die Türen schließen und telefonierte sofort zur Polizei, doch war es nicht möglich, trotz der genauesten Untersuchung, der sich die G. L. E. sowie das gesamte Dienstpersonal unterzog, festzustellen, wo die Brieftasche hingekommen war. Seitdem beobachten Detektive unausgesetzt die Villen der Bestohlenen und hoffen, die Täter in kurzer Zeit zur Strecke zu bringen.

Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Hohentann. Ein deutsches Volksbuch aus dem Elßah von H. Ewart. 30 Bogen. Brosch. M. 5, geb. M. 6. Verlag von G. Ungleich in Leipzig. Der Roman wird ohne Frage die lebhafteste Teilnahme aller deutsch fühlenden Kreise wecken und allenthalben eine ungewöhnliche Beachtung finden. Er führt uns hinein in die völkischen und nationalen Kämpfe, die sich in den letzten Jahrzehnten uns bis in die Gegenwart hinein im Elßah und in den Reichslanden abgepielt haben. Ein wohlthuender, warmer Hauch väterländischer Begeisterung liegt über dem ganzen Werke. Alle Schilderungen und die ganze Entwicklung sind auf einen Grundton gestimmt, — den der Liebe zur deutschen Art und zum deutschen Lande.

„Drei menschliche Tragikomödien.“ Karl Böttchers Einakterzyklus, bestehend aus den Stücken „Begen Preßberger“, „Dämonen“ und „Die berühmte Tragödin“, wurde vom Carl Schultze-Theater, Hamburg, erworben und gelangt dort bereits nächsten Freitag, den 21. d. M., zur Erstaufführung.

Geschäftliches.

— Das bekannte Versandgeschäft Mey u. Bölich in Leipzig-Plagwitz hat seinen neuen Herbstkatalog zur Ausgabe gebracht. In Bezug auf Reichhaltigkeit des Inhalts und Ausstattung schließt sich diese Preisliste ihren Vorgängerinnen würdig an. Eine flüchtige Durchsicht genügt, um dem Besucher ein schwaches Bild von dem Umfange der Warenlager und deren Mannigfaltigkeit zu geben. Daß die geführten Waren dem Preise entsprechend nur von bester Beschaffenheit sind, braucht angesichts des vorzüglichen Rufes, dessen sich die Firma seit vielen Jahren in ihrem weit ausgedehnten Kundenkreise erfreut, eigentlich nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. Mehr als 5000 exakt ausgeführte Abbildungen dienen zur Erläuterung des Inhalts und dürften bei etwaigen Bestellungen als eine große Erleichterung der Auswahl empfunden werden. Der Katalog wird jedermann auf Verlangen kostenfrei übersandt. Bei Aufträgen im Werte von 20 M. an findet portofreie Zusendung statt. Nichtgefallende Waren werden in entgegenkommender Weise von der Firma umgetauscht oder zurückgenommen.

Brillen und **Pincenez** in jeder Preislage, 8028
Ge.ane Bestimmung der Gläser **kostenlos**.
C. Hühn (Fab. & Krieger), Optik u. Langgasse 5.

1 Dutzend
Visites M. **1.90**

Dem Wunsche

unserer geehrten Kundschaft nachkommend, haben wir die Gratistage bis zum 23. September incl. verlängert und geben wir

Jedem,

der sich bis zu diesem Tage eine Aufnahme bestellt, ganz gleich in welcher Preislage,

als Geschenk

eine Vergrößerung seines eigenen Bildes

26 cm breit und 30 cm hoch mit Karton.

Samstags geöffnet!

1 Dutzend
Postkarten M. **1.90**

Samson & Cie.

Wiesbaden, Grosse Burgstrasse 10.

Photographisches Unternehmen I. Ranges mit billigen Preisen und hochkünstlerischen Ausführungen.

1 Dutzend
Kabinett M. **4.90**

1 Dutzend
Visites für Kinder M. **2.50**



Nr. 216.

Sonntag, den 16. September 1906.

21. Jahrgang.

Vermißt.

Roman von Ewald August König.

König, Ewald

(Nachdruck verboten)

„An das falsche Geld glaube ich nicht,“ unterbrach Unger ihn kopfschüttelnd.

„Aber es ist in seinem Koffer gefunden worden.“

„So mag er selbst es eingenommen und nicht gewußt haben, daß es falsch war.“

„Wah, wer das eine kann, der kann auch das andere!“ sagte Didiar mit einem verächtlichen Achselzucken. „Der Sohn ist nicht besser als der Vater; könnte der Bursche sich durch einen Meineid von der Strafe befreien, er würde sich wahrhaftig nicht bedenken, ihn zu schwören.“

Damit hatten sie die Weinschenke erreicht, in der allabendlich die Spielgesellschaft sich versammelte.

Das Haus lag versteckt in einer wenig belebten Sadgasse; es war von außen unscheinbar und wurde fast nur von Stammgästen besucht. Die Gaststube, die gleich neben der Haustür lag, war sehr einfach ausgestattet; sie enthielt nur einige Tische nebst den dazu gehörenden Stühlen, einem kleinen Schenktisch und an den Wänden einige Stahlstiche in schlechten Goldrahmen.

Stieg man aber die Treppe hinauf, so fand man oben einige durch schwere Portieren mit einander verbundene Salons, die mit allem erdenklichen Komfort und Luxus eingerichtet waren. Dicke, weiche Teppiche bedeckten den Fußboden und machten jeden Schritt unhörbar, die schwellenden, mit Sammet überzogenen Polster der Divans und weiten Fauteuils luden zum Sitzen ein, und das Auge ruhte mit Wohlgefallen auf den Ölgemälden, Spiegeln und Statuetten, welche die Wände schmückten. In der Mitte eines jeden dieser eleganten Räume stand ein großer mit grünem Tuch überzogener Tisch, und an diesen Tischen konnte man jeden Abend eine schwermütige Gesellschaft finden, die in der Regel bis zum Morgen grauen beisammen blieb.

Aber nur die Mitglieder dieser Gesellschaft und die von ihnen eingeführten Fremden hatten hier Zutritt, kein Uneingeweihter, und selbst die nächsten Nachbarn hatten nur eine unbestimmte Ahnung von den Dingen, die hinter den stets geschlossenen Fensterläden des ersten Stockes sich begaben. Hier und da hatte wohl einer dieser Nachbarn versucht, das Geheimnis des ersten Stockes zu ergründen, indessen war jede neugierige Frage von dem Wirt so grob beantwortet worden, daß man ihn gerne in Ruhe ließ, und da er in allen anderen Dingen ein sehr freundlicher und gefälliger Mann war, so hütete man sich, ihn zu erzürnen.

Als der Rentier Unger an diesem Abend mit seinem Begleiter eintrat, hatte das Spiel noch nicht begonnen. Die Gäste saßen gruppenweise an kleinen Tischen plaudernd beisammen, eine hübsche, fett geleierte Kellnerin wanderte geschäftig durch die Salons, um die Herren zu bedienen.

Werner Unger bemerkte nicht, daß Garnier mit einigen Herren sehr bedeutungsvolle Blicke wechselte; er ließ sich in einem Fauteuil nieder, zündete sich eine Zigarre an und schlürfte mit Behagen den in Eis gekühlten Champagner, den Didiar bestellt hatte.

Mehrere Mitglieder der Gesellschaft wurden ihm vorgestellt, sehr reiche Herren, wie Garnier ihm zuflüsterte, und dies mußten sie wohl sein, denn sie sprachen nur von ihren Jagden, ihren Pferden und Equipagen und von den großen Summen, die sie beim letzten Wettrennen gewonnen oder verloren hatten. In solcher Gesellschaft fühlte der reich gewordene Spekulant sich wohl; konnte er auch nicht immer mitreden, da er weder von Jagden noch von Wettrennen etwas verstand, so konnte er sich doch mit seinem eigenen Reichtum und seinem freiherrlichen Schwiegersohne brüsten.

So verstrich eine Stunde. Der feurige Wein war dem Rentier schon in den Kopf gestiegen, als Garnier sich an den Spieltisch setzte und die Bank übernahm.

Die Gesellschaft trennte sich, hier wurde Pharo, dort Roulette, in einem dritten Raume Trennte et Quarante gespielt. Jedem war Gelegenheit geboten, seinen Neigungen zu folgen. Didiar und Garnier blieben bei Unger, um den sich eine kleine, aber, wie es schien, auserlesene Gesellschaft sammelte.

Man durfte an diesem Tische nur mit Gold oder Banknoten spielen; der geringste Einsatz betrug zwanzig Francs.

Das eben war dem Rentier recht; er konnte hier zeigen, was er galt, und dafür opferte er gern einige hundert Francs. Anfangs gewann er, bald aber wandte sich das Blatt, und nun lachte er über seine Verluste. Er verdoppelte und verdreifachte seine Einsätze, aber das Glück lächelte ihm nicht mehr; eine Banknote nach der anderen wanderte aus seinem Portefeuille in die Hände Garniers, und Didiar mußte ihm schließlich mit einem Darlehn aushelfen, damit er weiter spielen konnte.

Unger lächelte zwar noch immer, aber es war ein gezwungenes Lächeln, das sein rotes, aufgedunsenes Gesicht verzerrte und einen ganz unheimlichen Eindruck machte.

Die übrigen Spieler kümmerten sich gar nicht mehr um ihn; wenn er ihren Blicken begegnete, so las er in ihnen eine Gleichgültigkeit, die zu seiner eigenen Erregung den schärfsten Gegensatz bildete.

„Sie haben heute kein Glück,“ flüsterte Didiar dem Rentier Unger zu, während er die Champagnerflasche aus dem Kühleimer holte, um die leeren Gläser noch einmal zu füllen; „hören Sie auf, ich mache es in solchen Fällen ebenso.“

„Wah, glauben Sie denn, mir liege etwas an dieser Bagatelle?“ prahlte Unger. „Mich ärgert nur, daß ich das Glück nicht zwingen kann.“

Garnier hielt die Karten in der Hand und blickte den Rentier, der sich noch nicht gesetzt hatte, fragend an.

Jetzt war wieder einmal eine günstige Gelegenheit gekommen, die dem corpulenten Herrn gestattete, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. „Wieviel hat die Bank?“ fragte er, sich in die Brust werfend.

„Fünfehtausend Francs,“ erwiderte Garnier.

„Kreditieren Sie mir die Summe?“

„Mit Vergnügen!“

„Nun denn: Ums Ganze!“ Die Blöße aller Anwesenden bestiegen sich auf ihn; er warf das tolle Haupt zurück, und ein selbstbewusstes, triumphierendes Lächeln umspielte seine wulstigen Lippen.

„Welche Karte?“ fragte Didier gelassen.

„Die Dame.“

„Gut,“ nickte Garnier, die Karten abziehend.

Das Spiel war bald entschieden: Werner Unger verlor auch diesmal; er riß ein Blatt aus seinem Notizbuch und schob es dem Bankhalter hin.

„Dreißigtausend?“ fragte Garnier wieder mit unerschütterlicher Ruhe.

„Die Hälfte schulde ich Ihnen und die andere Hälfte biete ich als Rebanché,“ antwortete der Rentier, „verliere ich, so werde ich den Schein binnen drei Tagen einlösen.“

„Einverstanden,“ nickte Garnier. „Welche Karte?“

„Nochmals die Dame.“

Die Kartenbilder fielen, nach einigen Sekunden hatte Unger auch diesen Einsatz verloren.

Aufstehend rückte er vom Spieltisch fort, nur das Bittern seiner Hand, die das Champagnerglas kaum halten konnte, verrät seine Erregung.

Das Spiel wurde noch eine Weile fortgesetzt, dann legte Garnier die Karten hin; einige Minuten später trennte sich die Gesellschaft.

„Das nenne ich Pech!“ wandte Garnier sich bedauernd zu dem Rentier, während sie im Vorzimmer sich die Ueberröcke anzogen, und die Kellnerin, die ihnen Gut und Rod überreichte, mit einem Trinksold errentete. „Es ist mir übrigens auch schon so ergangen, Fortuna hat ihre Launen.“

„Bah, bah, machen Sie nicht so viel Aufhebens davon!“ unterbrach Werner Unger ihn mit einer geringschätzigen Gebärde. „Was liegt mir an den vierzigtausend Francs! Wenn es so viele Hunderttausend wären, der Verlust würde mich nicht arm machen.“

Garnier warf hinter seinem Rücken dem Freunde einen vielsagenden Blick zu, und als sie nun zur Haustür hinaus traten, sahen sie, daß der Tag schon angebrochen war.

„Sapperment, so früh bin ich selten heimgegangen!“ sagte Unger scherzend.

„In Brüssel lebt man anders als bei Ihnen,“ erwiderte Didier in demselben Tone. „Wir sind gewohnt, die Nächte durchzuschwärmen; in unserer Tagesbeschäftigung stört uns das nicht.“

„Na, ich kann's auch aushalten,“ antwortete der Rentier, indem er den Hut schief aufs Ohr rückte und mit seinem biden Rohrstock einen Stieb in die Luft führte.

„Nur dürfte Ihre Frau Gemahlin Ihnen jetzt nicht begegnen!“ spottete Garnier.

„Wäre mir auch Wurst! Aber malen Sie den Teufel darum doch nicht an die Wand, verehrter Herr!“

„Wie kann man nur überhaupt so früh am Morgen schon so schlechte Miße machen!“ sagte Henry Didier ironisch. „Wir bringen Sie zu Ihrem Hotel, Herr Unger, und wenn Sie ausgeruht haben, besuchen Sie mich, ich stehe jederzeit zu Ihrer Verfügung.“

„Das Amt als Führer unseres Gastes habe ich mir bereits vorbehalten,“ erwiderte Garnier. „Sie können getrost nach Hause gehen, bester Freund, es genügt vollständig, wenn ich Herrn Unger begleite.“

„Mein Weg führt ja am Hotel vorbei.“

„Wie Sie wollen, meine Herren,“ sagte der Rentier. „Ich möchte niemand belästigen, im Notfalle finde ich den Weg allein. Aber eins müssen Sie mir sagen: Rebanché! Ich werde Sie heute Abend fordern!“

„Und es soll mich freuen, wenn Sie alsdann mich nötigen, Ihren Schuldschein Ihnen zurückzugeben,“ entgegnete Garnier. „Ich bedauere aufrichtig, daß Sie schon am ersten Abend so fabelhaftes Pech gehabt haben.“

„Bitte, diese Bagatelle ist schon verschmerzt,“ rief Unger ihm in die Rede; „erinnern Sie mich nicht mehr daran. Ich werde sofort an meinen Bankier schreiben und mir von ihm einen Kreditbrief schicken lassen; er wird übermorgen schon hier eintreffen.“

„Sind Sie bis dahin genügend mit Geld versehen?“ fragte Didier.

„Ich habe im Hotel noch eine Summe in Gold; beim Spiel heute Abend müßte ich freilich Kredit beanspruchen, wenn ich übermalls verlieren sollte.“

„Was sich nicht voraussehen läßt!“ meinte Garnier. „Im übrigen kreditiere ich Ihnen jede Summe.“

„Und sollten Sie in Verlegenheit kommen, so wenden Sie sich nur an mich,“ fügte Didier hinzu, „meine Kasse steht Ihnen zur Verfügung.“

„Sehr verbunden, aber ich werde wohl keine Veranlassung finden, davon Gebrauch zu machen,“ erwiderte der Rentier, das Haupt stolz zurückwerfend, „ich schreibe heute vormittag noch meinem Bankier.“

„Ich werde gegen Mittag kommen, um Sie abzuholen,“ sagte Garnier, während Sie in die Straße einbogen, an der das Hotel lag. „Wir frühstücken im Café Roche und machen dann eine Spazierfahrt.“

Unger war einverstanden, nahm in scheinbar heiterer Stimmung von den beiden Abschied und trat in das Hotel.

Didier schob seinen Arm in den seines Begleiters, die beiden nickten dem Rentier noch einmal lächelnd zu und setzten dann ihren Weg fort.

„Nun?“ fragte Henry Didier nach einer Weile. „Fürchten Sie nicht, daß die Verluste der ersten Nacht den Rentier abschrecken werden?“

„Nein,“ antwortete Garnier, er wird heute Abend mit derselben Leidenschaftlichkeit spielen.“

„Und übermalls verlieren? . . . Er könnte Verdacht schöpfen.“

„Dann soll er sich hüten, eine Silbe davon zu äußern; die Gesellschaft würde ihm augenblicklich die Tür zeigen. Lassen Sie mich nur machen, ich bin vorsichtig genug, solchen Verdacht fern zu halten.“

„Seine Erregung scheint Ihnen doch entgangen zu sein,“ warnte Didier. „Er verschmerzte den Verlust nicht so leicht, wie er uns glauben machen will, und wird jetzt nur noch spielen, um das Verlorene wieder zu gewinnen.“

„Nun, dann wird er in seinen Hoffnungen sich getäuscht sehen,“ lachte Garnier. „Ich wäre ja fürs Irrenhaus reif, wenn ich diese schöne Gelegenheit nicht benutzte. Was er von seinem Bankier sich schicken läßt, soll er hier lassen und noch mehr dazu, wenn er nicht so schlau ist, bald möglichst wieder abzureisen.“

„Wenn's gelingt, in Gottes Namen!“ sagte Didier nach kurzem Nachdenken, es kann dem Brühlhans nicht schaden, wenn er hier eine herbe Lehre empfängt.“

„Und schweigen muß er schon wegen seiner Frau, vor der er höllischen Respekt zu haben scheint.“

„Was beginnen Sie heute mit ihm?“

„Ich weiß noch nicht, muß ihn von Vergnügen zu Vergnügen führen, um ihn zu betäuben; zu klarem Nachdenken darf er vor seiner Rückreise nicht kommen.“

„Und wann teilen wir?“

„Teilen?“ fragte Garnier erstaunt.

„Na ja, wollen Sie bestreiten, daß ich zu dieser Forderung berechtigt bin?“

„Allerdings! Nicht Sie, ich war der Bankhalter, nicht Sie haben das Geld gewonnen, sondern ich! Da könnte jedes Mitglied unserer Gesellschaft mit demselben Recht . . .“

„Doch nicht, Sie wissen sehr wohl, wie eng wir beide miteinander verbunden sind,“ brummte Didier.

„Ja wohl, so eng, daß Sie mir nicht einmal die Hand ihrer Rechte verschaffen können,“ spottete sein Begleiter. „Uebrigens sind Sie reich genug, mir den Gewinn zu gönnen, Sie wissen, wie gut ich ihn gebrauchen kann.“

„Machen Sie sich nicht arm! Sie haben im Kriege bedeutende Summen verdient.“

„Und auch wieder ausgegeben.“

„Ah bah, Sie haben Geld genug.“

„Nicht so viel wie Sie, aber ich bin auch nicht so habgierig wie Sie! Und was haben Sie denn in dieser Angelegenheit getan? Nichts! Sie haben nur zugeesehen, das ist auch alles. Wollen Sie vielleicht heute Abend die Bank übernehmen und dem Goldvogel einige Federn ausrupfen, so habe ich nichts dagegen.“

„Dafür muß ich danken, ich würde wohl selbst gerupft werden, denn ich besitze nicht Ihre Talente.“

Garnier zuckte die Achseln. „In der anderen Angelegenheit ist nichts weiter geschehen?“ fragte er nach einer Pause.

„Was sollte darin geschehen sein?“ murrte Didier.

„Ich riet Ihnen, die junge Dame aus Ihrem Hause zu entfernen.“

„Fräulein Renard ist von der Schuld Weimars überzeugt, sie hat es insolgebeßsen nicht der Mühe wert gehalten, ein Wort zu seiner Verteidigung zu sagen.“

(Fortsetzung folgt.)

Elf Märtyrer der Freiheit.

Von Irmingard von Blankenburg.

Wenn am 16. September die Gottessonne über dem Glacis der Festung Wesel aufgeht, fallen ihre ersten Strahlen auf ein mit Tannen und Lorbeerkränzen geschmücktes Denkmal. Seit den Schreckenstag von 1809 ist der 16. September für die Einwohner Wesels ein großer Gedenktag. Erinnert er sie doch stets an das todesmutige Sterben jener elf Heldenjünglinge, die, mit dem letzten Hurra für ihren König auf den Lippen blutend zusammenstürzten, hingemordet von Preußens Feinden. Dies Gedenkblatt soll ihnen gewidmet sein, die freudig für ihren König und ihr Vaterland in den Tod gingen, das sie von der Knechtschaft Napoleons zu befreien hofften.

Am 28. April 1809 verließ das Korps unter der Führung des tapferen Majors Ferdinand von Schill Berlin, angeblich zu einer größeren Übung, und wandte sich zuerst nach Brück, einer sächsischen Stadt. Wenn irgend jemand imstande war, die Sache des Vaterlandes wieder aufzunehmen und zu einem guten Ende zu führen, so war es Schill, und das ließ man ihn höheren Orts häufig merken. Er glaubte daher, der König billige sein Vorhaben, er handle auf geheimen Befehl; zu seiner großen Enttäuschung mußte er jedoch bald erfahren, daß der König sein Tun mißbillige und ihm befahl, sofort zur Aburteilung nach Berlin zurückzukehren. Damit wäre dann sein, mit so großen Erwartungen begonnener Befreiungszug mißlungen; die Augen der Welt waren auf ihn und sein Korps gerichtet; kehrte er zurück, so ernetete er Strafe und Verachtung, sein Bestreben würde keine Nachfolger finden, sondern bald in Vergessenheit geraten. In einer Offiziersversammlung beschloß man, auf dem eingeschlagenen Wege zu bleiben, war das Glück ihnen doch bisher hold gewesen und hatten sie schon manchen schönen Erfolg zu verzeichnen. Man verließ Brück bald, berührte Dessau, Bernburg und Köthen und schließlich Magdeburg. Dort hoffte Schill neue Truppen zu finden, sah sich jedoch getäuscht, die anfängliche Begeisterung für seine Sache hatte bereits kalter Gleichgültigkeit Platz gemacht.

Aus diesem Grunde erließ er am 5. Mai einen Aufruf an seine in den Ketten eines fremden Volkes schmachtenden Brüder.

Dieser Aufruf hatte jedoch nicht den gewünschten Erfolg, die Begeisterung hatte bereits stark nachgelassen und Schill sah sich enttäuscht, daß nicht einmal der zehnte Teil der erwarteten Hilfstruppen zu ihm traten. Nun nahm er Dömitz ein, eine kleine mecklenburgische Festung, besetzte Wismar und die Halbinsel Poel und landete schließlich in Stralsund. Seine Feinde waren unterdes auch nicht müßig gewesen, und er war kaum in Stralsund angelangt, als er sich auch schon von französischen Truppen eingeschlossen sah. Am 31. Mai, nach hartnäckigem Widerstand, wurde Stralsund genommen, stundenlang tobte der entsetzliche Straßenkampf, in dem auf beiden Seiten Unzählige fielen, auch Schill fand seinen Tod und nun war nicht allein die Schlacht, sondern das ganze Unternehmen verloren.

Leutnant Brunner übernahm nun die Führung und erhielt mit einer großen Schar freien Abzug, viele blieben tot am Plage und 600 Soldaten und 11 Offiziere fielen in die Hände der Franzosen. Am 17. Juni wurden sie nach Braunschweig transportiert, wo ein großer Teil derselben erschossen wurde. Staatsminister von der Goltz setzte sich zwar zwecks Auslieferung der 11 Offiziere mit dem westfälischen Gesandten Baron von Vinden in Verbindung, sein Gesuch wurde aber abschlägig beschieden, denn ihr Tod war von Napoleon selbst beschlossen.

Sie kamen nun nach Kassel und von da ins Innere Frankreichs, wo sie noch zwei Leidensgefährten trafen: Leopold Heinrich von Wobell und Johann Zarembo. Ersterer war ein Vetter der beiden Brüder, wurde schwer krank und blieb im Lazarett liegen, später wurde er nach Cherbourg auf die Galeere geschickt, hohe Protektionen verbesserten seine Lage und 1812 wurde er wieder freigelassen. So entran er dem sicheren Tode und hat es dann noch bis zum General gebracht.

Zarembo saß 2 Jahre in Wesel gefangen und wurde am 31. Oktober 1811 persönlich von Napoleon begnadigt.

Am 16. September begannen die Verhandlungen gegen die 11 Angeklagten. Es waren die Leutnants Leopold Zahn, Ferdinand Schmidt, Friedrich Ferdinand Galle, Karl Meyners von Wobell, Heinrich Gustav Albrecht von Wobell, Adolph von Keller, Konstantin Wilhelm von Gabel II., Hans von Flemming, Friedrich Felgentreu, Karl von Kettenbrink und Karl Friedrich von Trachenberg. — Einige Tage vorher waren sie in Wesel ankommen wo man ihnen eine hüftere Bitabelle als

Wohnung anwies. Untermweg hatte ihnen ihr Vertheilungsmehrere Gelegenheiten zur Flucht gegeben, noch in Weßern ließ man den Vorhölle im Gefängnis liegen, aber keiner dachte auch nur an Flucht. Sie gaben den Schlüssel zurück, worauf der Kapitän erwiderte: „In der Bitabelle von Wesel wird man keinen Schlüssel mehr verlieren.“

Ihre Antwort lautete jedoch: „Das festeste Schloß ist unsrer gegebenes Wort.“ Auch glaubten sie immer noch an ihre Rettung, alle lebten sie in der festen Ueberzeugung, der König von Preußen werde einen solchen Mord nicht zugeben, der Gebanke daran stärkte sie auch stets von neuem, und ließ kein Murren und Klagen aufkommen.

Kapitän Cavin leitete die Voruntersuchung und der Bericht an den Präsidenten des Gerichtshofes lautete so günstig, daß das Todesurteil unmöglich ausgesprochen werden konnte. Allein Napoleon hatte in einem Dekret wörtlich befohlen: „Die 11 Offiziere des ehemals Schillschen Korps, mit den Waffen in der Hand gefangen genommen, sollen als Räuber und Empörer behandelt und gerichtet werden.“

Der Bericht Cavin wurde verworfen und die Untersuchung begann von neuem, und nun mußten die Gefangenen einräumen, daß sie auf Schills Befehl öffentliche Kassen fortgenommen hätten. Das genügte für die Justiz Napoleons; um die Form zu wahren, begannen wirklich die Verhandlungen, in denen sich Roel Perwey aus Lüttich vergeblich bemühte, die Unschuld der Jünglinge, die für die Sache ihres Vaterlandes gekämpft hätten, zu beweisen. Aber seine Worte waren in den Wind gesprochen, das Todesurteil wurde gefällt und er selbst unter Polizeiaufsicht gestellt.

Schon ehe der Morgen graute, hatte man den unglücklichen Opfern drei Gräber geschauvelt, die ihre blutigen Leichname aufnehmen sollten. Dann fanden die Verhandlungen statt, das Urteil wurde gefällt und den Opfern 11½ Uhr morgens vor der unter das Gewehr getretenen Wache vorgelesen. Da brachen ihre stolzen Hoffnungen zusammen, aber ihr Heldemut bewährte sich auch hier: sie sahen dem Tode ruhig und gefaßt entgegen.

Die kurze, ihnen noch gelassene Frist benützten sie, ihren Angehörigen die letzten Abschiedsworte zu schreiben und sich zu ihrem Todesgange vorzubereiten.

Mittags 1 Uhr verkündete dumpfer Trommelwirbel die Todesstunde der Helden, aufrecht, zu zweien aneinander gefesselt, schritten sie in der Mitte der französischen Soldaten, die selbst kaum noch Herr ihrer Gefühle waren.

Am Tore erwartete ein Schulfreund Gubains die Offiziere, um ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen; da rief ihm einer zu (man weiß nicht, ob es Felgentreu oder Flemming gewesen ist), „Kommen Sie mit uns und sehen Sie, wie preussische Offiziere sterben.“ Dann ist der Richtplatz erreicht, Totenstille herrscht ringsum, nur unterbrochen durch kurze Kommandos, die Offiziere nehmen vor den Gräbern Aufstellung, die Fesseln werden ihnen abgenommen und in tiefer Nüchternung umarmen sie sich zum letzten Mal.

Mit unverbundenen Augen wollen sie dem Tode entgegensehen, so wird ihnen auch ihre letzte Bitte erfüllt, selbst das Kommando geben zu dürfen. Leopold Zahn rief den Franzosen zu: „Der Gott des Krieges wird Euch wieder richten, Euch und Euren Kaiser!“ Dann entblöhten sie Hals und Brust und riefen ihnen zu, das preussische Herz nicht zu verfehlen.

„Habt keine Furcht, die französischen Soldaten zielen gut,“ war die Antwort; Hans von Flemming warf seine Mütze in die Luft und rief: „Es lebe der König, Preußen hoch!“ Seine Gefährten stimmten kräftig mit ein, dann trachten die Musketen, Pulverdampf bedeckte die Ebene und 10 Helden lagen blutend am Boden. Nur der jüngere von Wobell lebte noch, seine Wange war schrecklich vom Blei zerrissen und sein Arm zersplittert. Hoch aufgerichtet steht er zwischen den Leichen seiner erschossenen Gefährten, laut ruft er: „Könnt ihr nicht besser treffen, Grenadiere? Hier sieht das preussische Herz! Feuer!“ Schüsse trachten, dann bricht er zusammen und stürzt sterbend auf die Leiche seines Bruders.

Dann werden die entseelten Körper entleidet und in die mit Wasser gefüllten Gräber geworfen und diese notdürftig zugeschauvelt. Die Aufregung und Erbitterung der Einwohner Wesels war nicht zu beschreiben, man fürchtete eine öffentliche Empörung und ließ daher den Tag über die Befragung unter den Waffen stehen.

In dunkler Nacht bezeichneten einige Bürger die Stätte, wo die 11 Märtyrer den Opfertod fürs Vaterland gestorben waren mit einem Kreuz und zu diesem Kreuze wallfahrten sie oft und betrauernten die jungen Helden.

Als in Deutschland wieder Ruhe und Frieden eingekehrt war, dachte man auch daran, unsere Helden zu ehren, Klagen und Pappeln beschatteten die letzte Ruhestätte dieser Jünglinge.

eine Sammlung zur Errichtung eines Denkmals wurde veranstaltet. Die Gaben flossen nun auch so reichlich, daß bereits im folgenden Jahre die Gebeine der Gefallenen ausgegraben und in einen Bleisarg gelegt wurden.

Am Kopfe des Sarges befindet sich folgende Inschrift:

Hier ruhen an Gott

die Ueberreste von elf preussischen edlen Männern vom ehemaligen Schill'schen Korps.

(Dann folgen die Namen).

In der unheilvollen Zeit von Deutschlands Schmach und Erniedrigung unter der französischen Gewaltherrschaft auf Befehl des Kaiser Napoleon als Aufrihrer und Verbrecher am 16. September des Jahres 1809, im Felde bei Wiesel erschossen, fielen sie als Märtyrer und Helden im Vertrauen auf Gott, in Liebe zu ihrem König und ihrem Vaterlande, als Vorläufer auf der für Deutschland bald nachher sich eröffnenden Freiheitsbahn, als Vorkämpfer auf den blutigen Gefilden von Leipzig, Paris und Belle-Alliance. 25 Jahre später im 38. der milden und glorreichen Regierung.

Friedrich Wilhelm III.

Unseres christlichen und ritterlichen Königs, den und sein erlauchtes Haus Gott segne, sammelte Liebe und Gemeinfinn der Kameraden des preussischen Heeres die zerstreuten Gebeine der elf Gefallenen und setzte ihrem Gedächtnis ein einfaches Denkmal von Eisen, der zeitigen und künftigen Zeit ein sichtlich Zeichen preussischer Treue, Ehre und Kameradschaft.

Urkundlich dessen verfaßt und im Namen aller Offiziere des preussischen Heeres, von denen der Befehlshaber Wiesel in der Gruft niedergelegt am Todestage der Hingerichteten, dem 16. des Monats September, im Jahre unseres Heilands und Erlösers, 1834.

Friede ihrer Asche und ihren Seelen ewiges Heil!

Amen.

Am 16. September morgens zwischen 4 und 5 Uhr fand die feierliche Beisetzung der Ueberreste statt, im städtischen Leichenwagen wurden die Gebeine herausgeführt, während die Glocken läuteten und die Militärkapelle „Wie sie so sanft ruh'n“ spielte. Dann sprach Major von Weber die Gedächtnisrede und der Sarg wurde in das ausgemauerte Grabgewölbe gesenkt.

Den 31. März, den Gedenktag des Sturzes der französischen Macht, hatte man für die Denkmalseinweihung und Gedächtnisfeier bestimmt. Unter Glockengeläute marschierten die unendlich vielen Gäste und Abordnungen zum Denkmalsplatze, wo sie in einem Viereck Aufstellung nahmen.

Auch der evangelische Prediger Dr. Lohmann gedachte der Gefallenen in tiefbewegten Worten, dann ertönte der Beethoven'sche Triumphmarsch und unter seinen Klängen fiel die Denkmalschülle. Darauf erfüllten die deutschen Ehrenjungfrauen ihre Ehrenpflicht, indem sie das Denkmal bekränzten. Der Kommandant der Festung übergab das Denkmal der Bürgerschaft, dann trachten die Gewehrsalven, donnerten die 11 Scheidegrüße der Kanonen und ein Parademarsch der Garnison und Bürgerkompagnien beschloß die Feier, der sich seitdem wohl manche andere angereicht haben. — Ehe ich zu diesem Uebergehe, ist wohl eine kurze Beschreibung des Denkmals am Platze; aus Eisen gegossen, erhebt es sich zu seiner imposanten Höhe von über 3 Meter. Im Hauptfelde sehen wir den Altar des Vaterlandes und neben ihm die trauernde Borussia, wehmütig noch dem Henterbeile blickend, unter dem einst ihre Söhne bluteten. Ihr gegenüber steht Viktoria, in der Rechten hält sie einen Lorbeerkrantz, in der Linken den Palmenkranz des Friedens. In zwei Reihen unter dem Relief sind die Namen der elf Helden verzeichnet; den Fries zieren Lorbeeren, Helm, Lanze, Schwert, Schild und die Brandfackel des Krieges. Die Rückseite zeigt den preussischen Adler und von 11 Sternen bestrahlt die Worte:

„Sie starben als Preußen und Helden am 16. September 1809.“

Wenige Jahre später, am Todestage der Märtyrer, mauerte man zu ihrem Gedächtnis eine Gedenktafel aus Marmor in jene Kalkmatte ein, die ihnen zum letzten Aufenthalt diente und wieder wurde sie in pietätvoller Weise gefeiert. Dort steht in einer Nische auch noch das Weinglas, aus welchem sie kurz vor ihrem Tode getrunken haben und ein Bild des Majors von Schill. 1855 besuchte der damalige Prinz Wilhelm von Preußen diesen Ort der Erinnerung, als ihm der Kommandant das Glas zeigen wollte, entglitt es seinen Händen und fiel auf den Steinboden, ohne zu zerbrechen. Seitdem hat man es in ein hölzernes Futteral eingelassen, um es vor Vernichtung zu hüten.

Rein vaterländischer Gedenktag geht vorüber, ohne daß man auch dieser Helden in Wiesel gedenkt und alljährlich am 16. September wird ihre letzte Ruhestätte mit Lorbeerkränzen der Liebe geschmückt: dem jüngsten von Webell aber, der erst

von der zweiten Salve getödtet wurde, errichtete man 1900 in Kriegsdorf bei Merseburg, seinem Geburtsorte, ein eisernes Standbild zur Erinnerung an sein heldenmütiges Sterben und kommenden Geschlechtern als hohes Vorbild glühender Vaterlands- und Freiheitsliebe.

Rätsel und Aufgaben.

Musikalisches Zahlenrätsel.

Die Zahlen sollen derartig durch Buchstaben ersetzt werden, daß Opern der nebensichend angegebenen Komponisten entstehen. Werden die Titel der Opern richtig geordnet, so nennt die erste Reihe, gleichlautend mit den Anfangsbuchstaben der übrigen Wörter, eine Oper von Auber.

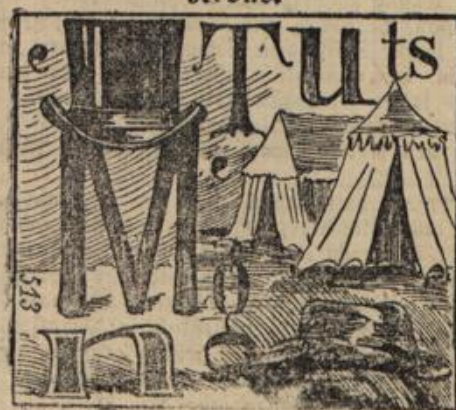
- 4 6 1 4 = Oper von Verdi.
15 4 12 16 17 3 = Oper von Marschner.
5 20 2 3 5 7 = Oper von Weber.
3 6 2 7 21 6 = Oper von Wagner.
1 5 7 6 13 4 7 = Oper von Mozart.
5 3 16 18 2 13 14 = Oper von Gluck.
6 2 14 14 5 7 1 4 = Oper von Spohr.
10 3 4 1 6 4 15 5 8 5 = Oper von Auber.
4 10 3 6 19 4 7 2 3 6 7 = Oper von Meyerbeer.
8 6 2 20 2 14 9 3 4 7 19 = Oper von Donizetti.

Defizit-Aufgabe.

al, cal, el, gard, i, hil, lia, la, mo, na, na, neu, nan, ron, tu, ze. Aus vorstehenden 16 Silben bilde man 8 dreisilbige Wörter, jedoch muß die fehlende Mittelsilbe, die allen Wörtern gemeinsam ist, hinzugefügt werden.

Die Anfangsbuchstaben der Wörter nennen eine Stadt in Sachsen.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Sonntags-Nummer.

Silbenrätsel.

Dose, Ilse, Erbie — Butter, Otter, Täter — Schelle, Gelle, Halle — Auber, Haber, Tauber — Hede, Ode, Rede — Jader, Eder, Fader — Wolgo, Olga, Selga — Lage, Auge, Lüge — Yama, Emma, Jema — Nessel, Mosel, Insel — Rente, Plute, Ente — Gerne, Laune, Tanne — Dame, Emme, Nanne — Ginter, Lister, Ater — Uhlend, Bauland, Eiland.

Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube. (Goethe, Faust).

Berwandlung.

Essen, Senfe, Erbsen, Saute, Tenor, Norden, Nürnberg, Bergbau, Bauer, Erwin Winde, Delisch.

Tauschrätsel.

Sage, Gläser, Laube, Baden, Sinn, Tasse, Jon, Sattel, Tonne, Dampf, Engel, Richter, Maus, Alle, Nachen, Nisse.

Selbst ist der Mann.

Rebus.

Bergwerk.

Pension Waldfrieden! Michelbach, im romantischen Aartal, für Erholungsbedürftige und Kinder allein, auch im Herbst u. Winter. Arzt und Apotheke, desgleichen Bahnstation und Hauptpost. Preis nach Vereinbarung. **P. N. Müller.**



Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

~ ~ ~ Auch ein Almosen. ~ ~ ~



„Ein armer hungriger Mensch bittet um etwas Essen.“

„Bedaure, daß ich Ihnen nichts geben kann, aber ein paar Zähne werde ich Ihnen gratis reißen!“

„Danke, meine Zähne sind sämtlich gesund.“

„Macht nichts, was wollen Sie denn damit, wenn Sie nichts zu essen haben.“



Glossen.

Hat sie was oder nichts?!
Das ist die Frage
Vor jeder Heirat
Heutzutage!

Zum Verständnis moderner Theatergeschichte
Gehört die Lektüre der Klassenberichte
Die lehrt, daß meistens, es ist zum Lachen,
Leere Schädel volle Häuser machen.

„Alles überfüllt!“ so hörst Du
Die gesamte Menschheit klagen.
Daß sein Geldsack überfüllt ist
Wird Dir niemals einer sagen.

Schön gesagt.

Patient (zum Zahn-
arzt): „Ach, Herr Doktor, ich
habe solche Schmerzen in
allen Zähnen!“

Zahnarzt: „Machen
Sie nur den Mund recht
weit auf; ich will gleich ein-
mal sehen, wo Sie der Schuh
drückt.“

Das verliebte Mägdelein.

Im Volkston.

Ah Schmied, mein lieber Meister,
Ihr hämmert rotes Erz,
D hämmert auch in Eile
Mein rotes Herz.

Und macht es hart und härter,
Mit jedem neuen Schlag,
Daß es die vielen Schmerzen
Mit fühlen mag.

Daß es die vielen Leiden
In kalter Ruh bezwingt,
Und daß es nit vor Kummer
Und Weh zerspringt.

O Schmied, mein lieber Meister,
Ach, daß ich gleich vergeh!
Von Eurer Hand das Schlagen
Tut allzu weh . . .

Leo Heller.

Unter Dramatikern.

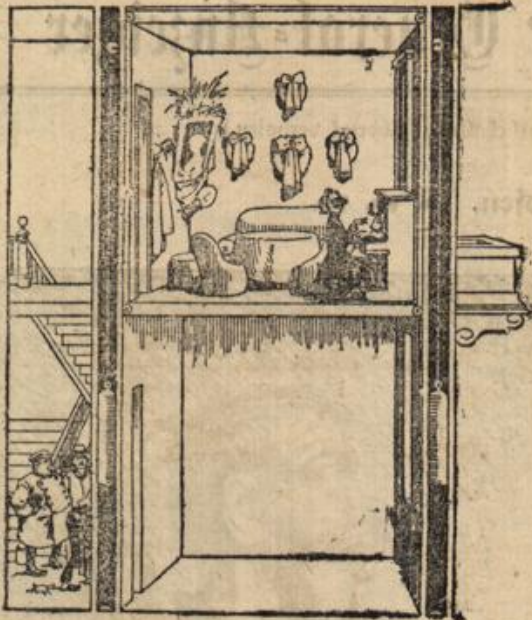
„Ob ich mal das Schick-
sal des Sokrates dramatisch
behandele?“ — „Mensch, ist
Dir denn gar nichts heilig?“

Widerspruch.

„Gestern sollst Du ja wie-
der schön voll gewesen sein,
Schlauch?“ — „Das ist nur
leeres Gerede!“

Elektrische Wohnungseinrichtung für solche, welche Störungen nicht vertragen können.

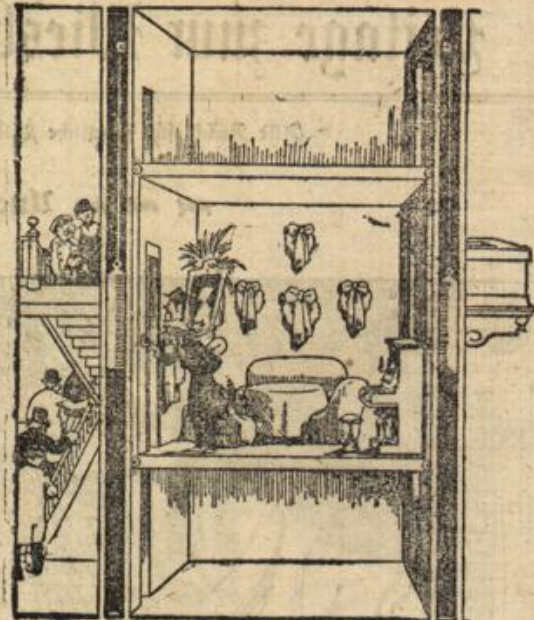
I.



II.



III.



IV.



Ballade.

Frau Hedwig sitzt am Rodeo und spinn
Im dämmerungshellen Gemache;
Am's Fürstenthüschchen brauset der Wind
Und schmettert die Piegel vom Dache;
In dichten Schauern der Regen fällt,
Des Donners Rollen die Luft durchgeht —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

Frau Hedwig starrt in das Dunkel hinaus,
Das Auge vom Weinen geröthet,
Und wie in den Fugen erzittert das Haus,
Da senkt sie die Hände und belet:
„O Himmel, o schütze mir meinen Mann,
Er jagt zur Jagd in den wilden Gauen —“
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

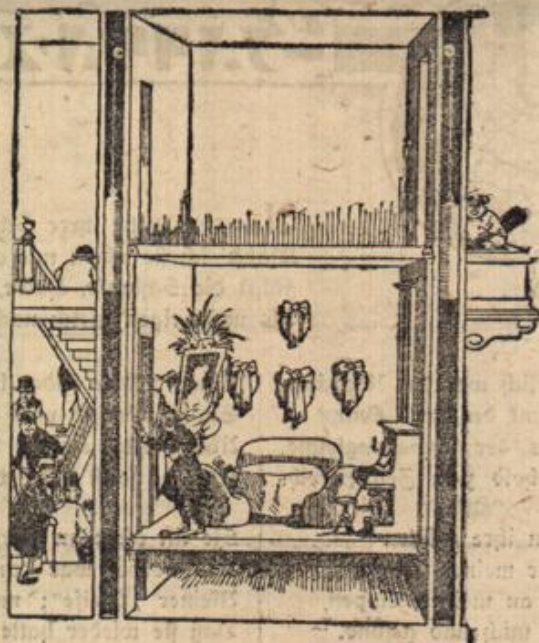
Noch wüthender weht nun der Sturmwind ein
Und beugt den Ferk seinem Grimme,
Fahlleuchtende Glike mischen sich drein
Und des Donners gewaltige Stimme.
Und wer dort weilet in Nacht und Graus,
Der kehret wohl nimmer zum schirmenden Haus —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

Frau Hedwig belet und weint und wacht
Und steht zu der himmlischen Chöre,
Da hört sie — forben schlägt's Mitternacht —
Ein Lärmen und Voltern am Tore;
Die Stiege herauf es ächzt und köhnt:
Ein dampfer Fall — der Boden dröhnt —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

Erbleichend reißt sie das Licht von der Wand
Und küßt verzweifelt zur Eüre,
Es stockt ihr Fuß von Schauer gebannt,
Das Auge starrt, das Hiere;
Am Boden liegt ihr Mann wie tot
In einer Fache vom Blute rot —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

Sant schluchzend wirft sie sich über ihn her
Und küßt ihm die farblosen Wangen.
„Ihr himmlischen Krafel mich nicht so schwer,“
So jammert sie schmerzbesungen.
Da öfnet der Hölle die Augen zur Stund',
Und leise sprechend bewegt sich sein Mund —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!

„Ach, Mütterchen,“ spricht er, „Du mußt verzeih'n,
Dah ich hier niedergefallen,
Du wächtig war mir des Nachbars Wein,
Ich bin ein wenig betrunken;
Dah liegt hier ein Häuzgen in seinem Blut,
Drum, Mütterchen, sei nur wieder gal —
Das Häuzgen schreit in der Ferne!“



VL



Begründete Anhänglichkeit.

„Sie glauben gar nicht, meine Herren,“ sagte der Oberförster Schiebelbein zu der feuchtschöllischen Stammstischrunde, „wie schwer es oft ist, sich über gewisse Dinge Klarheit zu verschaffen. Als junger Forstpraktikant besuchte ich einmal meinen Onkel, den damaligen Oberförster Heitermeier in Eberswalde. Schon am ersten Tage meines Dortseins fiel mir und auch ihm auf, daß sein Waldbl eine große Anhänglichkeit an mich zeigte und mir bereits auf Schritt und Tritt folgte, obwohl ich ihn bis dahin noch nie gesehen, da mein Onkel erst seit kurzem in den Besitz des prächtigen, klugen Tieres gekommen war. Es setzte ihn umso mehr in Erstaunen, da der Waldbl bis dahin niemals Neigung gezeigt hatte, einen anderen, als seinen Herrn, zu begleiten. Lange grübelten wir über dieses Vorkommis nach und konnten uns den Grund nicht erklären. Da fügte es sich einmal, daß mir Onkel Karl ein wichtiges Schriftstück zeigen wollte. Er suchte in seinen Papieren darnach, wobei zufällig mein Blick auf eine Rechnung fiel, die eine mir bekannte Firma ausgestellt hatte. Wir kamen darauf zu sprechen, und wir wurden auf einmal, freudig erstaunt, über die Ursache der Anhänglichkeit des Walbls an meine Wenigkeit aufgeklärt. Der Hund hatte nämlich herausgeschmüffelt, daß mein Anzugstoff von derselben Firma in Stottbus geliefert war, wie der seines Herrn.“



Modern.

Ich liebe Sie rasend, Fräulein Rosa — einmal müssen Sie mich mindestens heiraten!“



Druckfehler.

Zum Empfange der Fürstin hatten sich auch die feinsten (feinsten) Damen unserer Börsenaristokratie eingefunden.

Gnomen-Idyll.



Der Amateurphotograph.



„Merkwürdige Finsternis, trotzdem die Sonne scheint.“

Scheinbarer Widerspruch.

Dame: „Und wie steht es mit den Taschentüchern, die ich Ihnen zum Säumen gab?“
Bäherin: „Die werde ich ungesäumt säumen.“

Deutlich.

Erster Sachse (der sich über ein Dienstmädchen erkundigt): „Erlooben Sie, ist das Mädchen auch redlich?“
Weiter: „Et ja! . . . Aber norr de Paare!“

Kathederblüten

— „Ich werde mich heute öfter auf meinen Vortrag über den Peloponnesischen Krieg, den ich morgen halten werde, berufen müssen!“

— Ohne Logik kann man die Logik nicht erlernen!“

Alexander war der eiserne Reifen, der sein Weltreich zusammenhielt.

Wenn man von Homer absteht, so ist Shakespeare der größte englische Dichter.



Aus der Reihe ihrer Schwestern
Wähl' ich sie allein nur aus,
Führt die Schlank, Holde, Süße
Als mein eigen gleich nach Haus.

Ach, wie herrlich war das Köpfchen,
Und wie schlank der zarte Leib,
Und ihr Hals der schwanengleiche,
Beugte sich hold zum Zeitvertreib.

O, wie labten ihre Gluten
Und ihr Feuer meinen Mund,
Und sie hing an meinen Lippen,
Küssend jung mich und gesund.

Einen Fehler leider hat sie:
Etwas störrisch war das Ding,
Musste öfter aus sie klopfen,
Weil es sonst nicht weiter ging.

Sie litt öfter an Verstopfung,
Und vorbei war dann der Duft —
Meiner „Pfeife“; mußte sie puzen,
Daß sie wieder hatte Lust.

Veron.

Beim Wort genommen.

Eine ältere Witwe, die dem Alkoholgenuß sehr ergeben war, hatte in der Zeitung einen Einlogierer gesucht und ihr Inserat, um ein recht ruhiges Logis in Aussicht zu stellen, mit dem Vermerk versehen: „bei einer allein stehenden Person“. Ein auf die Wohnung reflektierender Herr, der sofort, als er die Tür öffnete, den eigenen Zustand der Dame merkte, erklärte schlagfertig: „Die Sache muß hier auf einem Irrtum beruhen, denn ich sehe, Sie können ja gar nicht — allein stehen!“

* * Gerechte Entrüstung. * *



Gast: „Sagen Sie mal, sind denn die Speisen auch sauber?“

Wirtin: „D, gewiß! Die werden ja jeden Morgen abgestäubt.“

Announce.

Die glückliche Geburt eines abendfüllenden Dramas zeigen hoch erfreut an

Galau, im Herbst 1906

die Eltern

Schriftsteller Feder
mit Frau.

Im Bilde geblieben.

Witwe: „Der Assessor ist ein trauriger Knopf!“

Herr: „Ah gewiß, weil er bei Ihnen abgesprungen.“

Rätselhafte Inschrift.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Moderne Weltanschauung.

Madame (erstaunt): „In vier Wochen hatten Sie sechs Stellungen?“

Dienstmädchen: „Leider; wo finden Sie heute noch eine treue Herrschaft?“

Gemächlich.

Räuber (zu einem Sachsen): „Das Geld oder das Leben!“ — „Gären Sie mal, mein Guteser, da kann ich Ihnen nur's Leben gäben, das Geld habe ich Sie nämlich schon einem Ahrer Herren Kollegen gäben müssen.“